

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 21

Artikel: Abend im Tessin
Autor: Lämmlin, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672272>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Abend im Tessin.

Der Garten sendet Düste aus,
Erdbeeren glühen rot,
die Sonne geht dem Abend zu,
der Himmel brennt und loht.

Vom Berge her hüpf't Glockenklang
hin über Fels und Stein,
ein Bauer geht den Weg entlang,
dann bin ich hier allein.

Und nur ein windverwehtes Lied
naht schüchtern wie ein Kind;
nach träum ich der vergangnen Zeit,
bis Dunkel mich umspinnt. Heinrich Lämmelin.

Ihr Held.

Von Maria Dutli-Rutishauser.

Ein kleines, armseliges Nest liegt weit hinten im dunkelsten Tessinertale — im Val Onsernone. Ein wenig Sonne kommt hin, ein wenig Regen und selten ein Mensch, der nicht in eine Hütte des Dörfchens gehört. Die Leute sind nicht arm, denn sie haben alles, was sie brauchen, — sie sind nicht reich, denn ihr Besitz in dem unwegsamen Tale ist nicht viel wert. — So haben sie im dunklen Tale nur alle Tage das ruhige Gleichmaß, die Genügsamkeit und meistens den Frieden. So lange die Menschen alle gleich mühsam ihr Brot erwerben, sind sie einig, — der Unfriede kommt erst, wenn der Neid Platz hat.

Im kleinen Onsernonenest ist nicht Raum für alle, die ins Leben kommen. Wohl, so lange sie klein sind und keine Arbeit brauchen, da wachsen sie frei und wild auf wie die Blumen des Feldes. Doch wenn dann eines Tages der Bub so stark ist wie sein Vater und Miene macht, mitzuhelfen am schweren Tagwerk, dann gibt der Vater der Mutter einen Blick, und am nächsten Abend sitzt sie mit ihm unter dem Kastanienbaum, ihm zu sagen, daß er gehe. Und meistens verstehen das die Buben, tun weit die Augen auf und brennen vor Begierde, das Land außerhalb des eigenen Tales kennen zu lernen.

Als aber einst Donna Marietta, die Witfrau, ihren einzigen Sohn, den Luigi, zur Fahrt ins große Land bewegen mußte, da stand der hagere Bursche vor ihr wie ein erzürnter Cherub: „No, mamma, mai — nein, ich gehe nicht!“

Und das Mütterlein faltete die abgeschafften Hände und bat:

„Luigi, schau, du weißt, immer nur eines hat das Ackerlein ernährt — für zwei Menschen reicht es nicht. Darum mußte schon dein Vater hinaus, Brot zu verdienen, und dabei hat er den Tod gefunden. Luigi, weiß Gott, ich möchte dich

behalten, aber es geht nicht. Schau, der Arnoldo, der Mino, Lorenzo und alle deine Freunde, sie mußten auch gehen — das Tal ist zu klein für uns alle — die Welt aber ist mächtig groß!“

Luigi saß noch vor der Hütte, als schon die Mitternacht vom Campanile des Kirchleins schlug. Seine Augen brannten wie zwei Feuer und seine Seele war zerrissen vor Zwiespalt. Zwei Pflichten stritten in seiner Brust. Der Mutter sollte er Hilfe und Stütze sein und Platz sollte er machen, daß die Mutter nicht darben mußte.

Er schüttelte den Kopf. Nein, sie sollten nicht sagen, er sei bei der Mutter geblieben und habe sich das Brot aufteilen lassen. Er wollte gehen — aber bei Gott, er wollte wieder kommen als großer reicher Mann, der alle Sorge und allen Mangel bannte, — der nicht nur die Mutter aus dieser Enge erlöste, sondern auch die andern alle.

Zwei Tage darauf wanderte Luigi dem wilden Fluß entlang aus dem dunklen Tale. Fest und entschlossen war er, das Leben zu meistern. Daheim ließ er die Mutter zurück als weinende, aber tiefglückliche Frau, die auf ihn vertraute wie auf den Herrgott. Unter Tränen lachend erzählte sie allen Leuten im Dörflein, wie ihr Luigi nach ein paar Jahren wiederkomme als Signore, als großer, reicher „scior!“ Sie sah nicht, die gute Donnetta, daß viele lachten, sie wußte nur noch um ihre Hoffnung und um Luigis Zukunft.

Da aber Marietta Jahre lang davon erzählte, glaubten es die Leute doch. Mehr und mehr rückten sie von ihr ab, so, als ob schon jetzt die Kluft eines Unterschiedes zwischen ihnen sei. Die „sciora“ nannte man sie, halb spöttisch, halb neidisch, obschon sie nach wie vor ihr Geißlein auf die haldige Wiese führte und vom kargen Brote aß, das ihr Ackerlein bot.